Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 7 (1981)

Heft: 2

Artikel: Entwicklungssoziologische Perspektiven für die kulturelle Situation von Minderheiten in Europa

Autor: Endruweit, Günter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-814487

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweiz.Z.Soziol./Rev.suisse sociol., 7 (1981) 199-221

ENTWICKLUNGSSOZIOLOGISCHE PERSPEKTIVEN für die kulturelle Situation von Minderheiten in Europa*

Günter Endruweit

Institut für Sozialforschung, Universität Stuttgart,
Friedrichstrasse 10, Postfach 560, 7000 Stuttgart 1, Deutschland.

ZUSAMMENFASSUNG

Nach einer näheren Diskussion des soziologischen Minderheitenbegriffs und dessen Abgrenzung gegenüber benachbarten Begriffen wird der Begriff der Marginalität behandelt. Marginalität wird dabei als Komplement zur Zentralität angesehen, so dass die Existenz von Marginalbereichen in jedem grösseren Sozialsystem eher wahrscheinlich als unwahrscheinlich und keineswegs immer dysfunktional ist.
Sieht man als Konstitutionselemente einer Gesellschaft ein Mindestmass an Organisiertheit und an gemeinsamer Kultur an, beschreibt Marginalität einen Zustand, in dem eine Person von der Interaktion in der sozialen Organisation zumindest teilweise ausgeschlossen ist und/oder wesentlich andere Kulturmuster aufweist als Personen im Zentralbereich. Gegenüber der üblichen apriorischen Assoziation von Minderheit und Marginalität erlaubt dieser Ansatz die Frage, welche Eigenschaften eine Minderheit zur Marginalkategorie werden lassen.
Die kulturelle Marginalität wird unterschieden nach statischen, dynamisch-zentrifugalen und dynamisch-zentripetalen Formen. Diese Formen sind u.a. von politischen Bedingungen abhängig und haben z.B. unterschiedliche Konsequenzen bei der Reaktion auf Marginalisierung. Der Artikel bringt illustrierende Beispiele für Arten, Bedingungen und Folgen der kulturellen Marginalität von Minderheiten. Abschliessend werden die Chancen für die Überwindung der Marginalität skizziert. Dabei wird vermutet, dass die Randgruppenmarginalität nicht einmal durch totalitäre Methoden vermieden werden kann, während die Marginalisierung "nationaler" Minderheiten als überwindbar angesehen wird, wenn föderalistische Prinzipien weitere Verbreitung finden, und zwar auch gerade unter der Tendenz zu mehr supranationaler Organisation.

RESUME

Après une discussion détaillée du concept sociologique de minorité et sa délimitation par rapport aux notions voisines, le concept de marginalité est expliqué. La marginalité est définie comme complément de la centralité. Par conséquent, l'existence des secteurs marginaux dans chaque système social est davantage probable qu'improbable et n'est aucunement dysfonctionnelle.
Si l'on considère un minimum d'organisation sociale et de culture commune comme des éléments constitutifs d'une société, la marginalité décrit un état par lequel une personne est exclue, au moins partiellement, de l'interaction dans l'organisation sociale, et/ou dans lequel elle possède d'autres modèles culturels que les personnes dans le secteur central. Comparée à l'association usuelle, spontanée entre minorité et marginalité, cette ébauche permet d'analyser les propriétés qui transforment une minorité en une catégorie marginale.
La marginalité culturelle est distinguée selon des formes statiques, dynamo-centrifuges et dynamo-centripètes. Ces formes sont, entre autres, dépendantes des conditions politiques; et elles ont, par exemple, des conséquences différentes des réactions à la marginalisation. L'article donne des exemples illustrant les formes, les conditions et les conséquences de la marginalité culturelle des minorités. Enfin, les chances d'une diminution de marginalité sont esquissées. On suppose que la marginalité des groupes marginaux (comme terme sociologi-

* Dieser Beitrag ist eine nur wenig veränderte Fassung eines Vortrages, den der Verfasser beim 19. Deutschen Soziologentag am 20.4.1979 in Berlin hielt und dessen Kurzfassung veröffentlicht wurde in: Mackensen, R. & Sagebiel, E., Hrsg. (1979), "Soziologische Analysen" (Technische Universität, Berlin) 84-96.

© 1981 Schweiz. Ges. f. Soziologie/Soc. suisse de sociologie

que) ne peut être évitée, même par des méthodes totalitaires. La marginalisation des minorités "nationales" est considérée comme surmontable si des principes fédéralistes sont plus répandus, en particulier dans le cadre d'une tendance vers une organisation plus supranationale.

Als die Soziologie anfing, sich für die Marginalität von Minderheiten zu interessieren, stimmte sie mit der öffentlichen Meinung nicht überein. Während in Wales Schulkinder bestraft wurden, wenn sie in der Pause Gälisch sprachen, während den Elsässern das Wort Elsass verboten war, während Südtirol systematisch von süditalienischen Administratoren unterwandert wurde, stellte Robert E. Park, der Begründer der soziologischen Marginalitätsüberlegungen[1], die Minderheiten als innovative, progressive Fermente der Gesellschaft heraus.

Inzwischen sind die Fronten umgekehrt; an der Diskrepanz zwischen öffentlicher Meinung und Soziologenlehre hat sich also nichts geändert. In Wales ist Gälisch häufig Unterrichtssprache, und die britische Regie rung geht mit dem Angebot einer allerdings sehr rudimentären Autonomie gerade zu hausieren, elsässische Brauereien haben besonders mit deutschtümelnden Marken Verkaufserfolge in ganz Frankreich, und die Südtiroler haben trotz eines von Italien mit Österreich vereinbarten Autonomiestatuts viele Verwaltungspositionen freiwillig den Süditalienern überlassen, weil sie selbst lieber einträglichere Berufe ausüben[2]. Wenn Soziologen indessen von Minderheiten oder Randgruppen reden, geht es fast ausnahmslos um Mittel und Wege der Integration.

Hier soll nicht untersucht werden, ob dieses Auseinanderklaffen von allgemeinem Bewusstsein und soziologischer Diskussion nun besondere Fortschrittlichkeit unserer Profession verrät. Vielmehr geht es in diesem Beitrag mehr um die von aktuellen Situationen unabhängige Frage, wie denn nun überhaupt die Beziehungen zwischen Minderheit und Marginalität aussehen und welche Elemente in den intrasystemischen Strukturen von Minderheiten und in deren System-Umwelt-Beziehungen integrative oder desintegrative Funktionen für die Gesamtgesellschaft haben können. Dazu müssen aber zuerst einige Grundbegriffe kurz diskutiert werden.

1. MINDERHEIT

Am einfachsten ist eine Minderheit mit einem statistischen Ansatz zu bestimmen: alles, was die 50-Prozent-Marke nicht erreicht, ist eine Minderheit. Einen solchen Ansatz findet man auch bei Soziologen[3].

Aber im Grunde ist das bestenfalls ein demokratietheoretischer, kein soziologischer Minderheitenbegriff. Nur bestenfalls demokratietheoretisch ist er auch schon deswegen, weil es wohl ziemlich selten – im sozialen Bereich noch seltener

[1] Theodorson (1970) 243; Waldmann (1974) 128; Willems (1970) 185.
[2] Vgl. *Der Spiegel* Nr. 46/1978, 172.
[3] Fairchild (1972) 194: "*Less than half of any group*". Ähnlich R. Klima bei Fuchs u.a. (1973) 445, Stichwort "Minorität (1)"; Rose (1968) 365.

als im politischen – eine Konstellation gibt, in der sich nur zwei soziale Kategorien jeweils als Mehrheit und Minderheit gegenüberstehen. Zumeist werden es mehrere Gruppierungen sein, von denen keine allein die "absolute Mehrheit" erreicht; wie es sich mit dem Minderheitenproblem bei mehr als zwei möglichen Ausprägungen des Minorität oder Majorität konstituierenden Merkmals angesichts des Bestehens von Koalitionsmöglichkeiten verhält, ist bisher noch nicht einmal ansatzweise untersucht worden[4]. Diese Situation ist aber wohl sogar der Normalfall; denn "*the majority is in itself made up of many minorities, and indeed sometimes the majority is but a dominant minority, or a group of minorites holding key positions*"[5]. Das ist manchen schon in der formalisierten und durchsichtigen Mehrheitsbildung in der Demokratie so hoch über ihrer Einsichtsfähigkeit, dass man z.B. von manchen CDU-Leuten immer wieder das Argument hört, als stärkste Partei habe sie ein Recht auf Regierungsbildung, auch wenn die beiden anderen Parteien zusammen mehr als 50 Prozent erreichen.

So erscheint es nur sinnvoll, Mehrheit und Minderheit jeweils lediglich hinsichtlich eines bestimmten Kriteriums zu unterscheiden. Gerade im sozialen Bereich kann dieselbe Person bei einem Kriterium zu einer Minderheit, bei einem anderen zur Mehrheit gehören.

Es ist also folgerichtig, wenn neuere Minderheitendefinitionen ausnahmslos inhaltliche Elemente hervorkehren. Als Muster sei die von Günter Hartfiel erwähnt. Er bezeichnet als Minderheiten "Bevölkerungsgruppen innerhalb einer Gesellschaft, die sich durch bestimmte soziale, kulturelle oder ethnisch-rassische

[4] Deswegen ist die Behauptung des "statistischen Ansatzes", eine Minderheit müsse stets weniger als die Hälfte der Bevölkerung haben (so z.B. für den Regelfall Newman, W. M. (1973), "American Pluralism" (Harper & Row, New York/London) 20, eine Mehrheit folglich eben mehr, in sozialwissenschaftlicher Sicht noch fragwürdiger. Wenn in einer Gesellschaft 40 Prozent ein wesentliches Merkmal – beispielsweise eine Umgangssprache – in derselben Ausprägung gemeinsam haben, die anderen Ausprägungen aber nur bei jeweils höchstens 10 Prozent der Gesellschaft vertreten sind, können auch die 40 Prozent die übrigen 60 Prozent in sozialem Sinne in die unterlegene Position verweisen. Geschieht das durch schlichte Gewalt oder ähnlich gegen den Willen der zahlenmässig Überlegenen, wäre es trotzdem abwegig, diese als Minderheit und die 40-Prozent-Gruppe als Mehrheit zu bezeichnen; sinnvoller wäre es, hier von Herrschern und Beherrschten zu sprechen. Wer auch quantitative Mehrheiten zu Minderheiten ernennt, nur weil sie irgendwie benachteiligt werden (so z.B. Francis (1960) 717; Heckmann (1978) 775; Theodorson (1970) 259), der bringt in den Minderheitenbegriff die Marginalitätskomponente schon als Serienausstattung hinein und umgeht dabei das legitimitätstheoretisch wichtige Forschungsproblem, ob denn im konkreten Fall nicht vielleicht doch die Benachteiligungen Zustimmung oder Duldung in einer quantitativen Mehrheit finden, zu der sogar Teile der Benachteiligten selbst gehören können. Was in der Psychologie seit langem durch die Untersuchungen zur Identifikation mit dem Aggressor als gesichertes Wissen gelten kann, findet bei der Minderheitendiskussion erst in neueren Untersuchungen zu Randgruppen seinen soziologischen Widerhall: dass nämlich auch Angehörige der diskriminierten Minorität die Normen der diskriminierenden Majorität teilen können, so dass die Trennung von Minorität und Majorität nach quantitativen Gesichtspunkten schon deswegen notwendig ist, um solche Doppelpositionen ausmachen zu können.

[5] Roucek & Warren (1972) 142.

Merkmale von der als 'normal' geltenden, allgemein anerkannten und die gültigen Werte und Eigenschaften repräsentierenden Mehrheit unterscheiden"[6].

In dieser Definition sind allerdings einige Elemente recht unzweckmässig. So gibt es selbstverständlich Minderheiten auch in sozialen Subjekten[7] unterhalb der Gesellschaftsebene. Weiterhin ist die Bezeichnung von Minderheiten als Gruppen häufig falsch[8], zumindest dann, wenn damit der soziologische Grundbegriff gemeint ist; da Minderheiten mal als Gruppe, mal als Schicht usw., manchmal aber auch nur als Anzahl von Individuen mit gemeinsamem Merkmal auftreten können, ist ihre Unterordnung unter einen sehr allgemeinen soziologischen Begriff, das soziale Subjekt, der einzig richtige Ansatz.

Als Minderheit soll hier ein soziales Subjekt bezeichnet werden, das den kleineren Teil der Mitglieder eines sozialen Systems umfasst und dessen Angehörige sich von den Angehörigen der Mehrheit durch eine jeweils andere Ausprägung des Merkmals unterscheiden, welches das Kriterium für die Einteilung in Mehrheit und Minderheit bildet[9]. Diese Kriterien sind ausnahmslos Konstitutionsvariablen für die Minderheitendefinition, also Eigenschaften, deren Besitz oder Nichtbesitz über die Zuordnung zur Mehrheit oder zur Minderheit entscheidet.

Gegenüber verwandten Begriffen dürfte ein solcher Minderheitenbegriff leichter abzugrenzen sein als andere Fassungen. Hier soll nicht das ganze Abgrenzungsproblem ausgebreitet werden; das ist von Peter Waldmann bereits eingehend gemacht worden[10]. Hier sollen nur ein paar Erläuterungen für den speziellen Zusammenhang folgen.

Zur Randgruppe, mit der die Minderheit oft gleichgesetzt wird[11], besteht der Unterschied vor allem darin, dass beim hier gewählten Minderheitenbegriff nicht im geringsten vorgegeben wird, wie die Position der gemeinten Kategorie innerhalb der Sozialstruktur aussieht. Abgesehen davon, dass Synonyme wissenschaftlich überflüssig sind, erscheint eine Unterscheidung schon deswegen vorteilhaft, weil sie die Frage erlaubt, was denn nun eigentlich eine Minderheit zur Randgruppe macht. Das wird unter 3 genauer ausgeführt werden. Gegenüber der Subkultur ist die Abgrenzung schon deswegen schwieriger, weil der Subkulturbegriff selbst so unbrauchbar ist. Während im Verhältnis von System zu Subsystem die Beziehungen hinreichend klar sind, hat der Subkulturbegriff[12] in sei-

[6] Hartfiel (1972) 439. Ähnlich Klima bei Fuchs u.a. (1978) 507, Stichwort Minorität (2); Kunz (1976) 199; Rose (1968) 365; Schoeck (1974) 230, Theodorson (1970) 258/259. Weitere Zitate bei Heckmann (1978) 761/762 und Schumacher, (1969), "Entwicklung eines Begriffs", *Minderheiten in der Bundesrepublik*, (Doerdelmann, B., Hrsg.) (Delp, München) 9-20.

[7] Vgl. zu diesem Begriff Endruweit (1977) 449.

[8] Dazu auch Schoeck (1974) 230; Theodorson (1970) 259.

[9] Vgl. auch ähnlich Francis (1960) 715.

[10] Waldmann (1974 a) 51-67.

[11] So Willems (1970) 200, Stichwort "*minorité*"; Heckmann (1978) 761.

[12] Siehe dazu u.a. Sack, F. (1971), Die Idee der Subkultur: Eine Berührung zwischen Anthropologie und Soziologie, *Kölner Z. Soziol. Sozialpsychol.*, **23** (1971) 261-282 m.w.N.; Arnold, D. O., Ed. (1970), "The Sociology of Subcultures" (Glendessary Press, Berkeley).

ner landläufigen Form mit dem Kulturbegriff schon deswegen wenig zu tun, weil man bei jenem mehr an die personale Komponente denkt als an die kulturelle; die Kultur pflegt man reinlich von der sie tragenden Gesellschaft zu trennen, aber eine Subgesellschaft als Träger einer Subkultur ist nicht in der Diskussion. Immerhin lässt sich wenigstens ausmachen, dass die Angehörigen (oder nicht doch besser: Anhänger?) einer Subkultur in jedem Falle kulturelle Normen und Werte haben, die von der gesamtgesellschaftlichen Kultur abweichen. Bei Minderheiten kann es so sein, aber es muss nicht so sein[13].

2. MARGINALITÄT

Als eigener Begriff ist Marginalität noch nicht durchgehend verbreitet. Häufig spricht man nur vom *marginal man*, also dem Träger von Marginalität, im Deutschen auch als Randseiter oder Randpersönlichkeit[14] bezeichnet. Dabei sitzt man, seit Robert E. Park den Begriff in die Fachsprache einführte[15], bedenkenlos dem leider öfter in der Soziologie zu bemerkenden US-amerikanischen Ethnozentrismus auf, nach dem man als marginal nur solche Personen bezeichnet, die auf dem Rande zwischen zwei Gesellschaften, Gruppen, Kulturen o.ä. balancieren[16]. Für die Begriffsgeschichte insgesamt sei wieder auf Peter Waldmann verwiesen[17]. Hier sollen nur ein paar Bemerkungen folgen, die für den Zusammenhang mit Minderheiten wichtig erscheinen.

[13] Die oben beschriebenen Unterschiede sollen keineswegs erschöpfend sein, sondern nur jeweils einen im hier behandelten Zusammenhang erheblichen Gesichtspunkt angeben. Die von Peter Waldmann (1974 a) 59, in Fortentwicklung von Claus Offes (Politische Herrschaft und Klassenstrukturen, *Politikwissenschaft* (Kress, G. & Senghaas, D. Hrsg.). Auflage, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt) 155-189. Terminologie getroffene Unterscheidung – Randgruppen bedingt organisationsfähig, nie konfliktfähig; Subkulturen organisationsfähig, ausnahmsweise konfliktfähig; Minderheiten organisationsfähig und konfliktfähig – ist nach meiner Ansicht auch nicht die Lösung des Problems (obwohl die Unterschiede empirisch sicherlich häufig zutreffen), weil (1) die drei mit den Begriffen gemeinten Gegenstände nicht aile Unterschiede jeweils auf derselben Dimension haben, so dass eine volständige Abgrenzung ohnehin unmöglich ist (nur deswegen gibt es Minderheiten, die Randgruppen sind und andere, die keine Randgruppen sind), (2) diese Unterschiedung an (überhaupt zwangsläufigen? Konsequenzen und nicht an Konstitutionsfaktoren anknüpft und damit für eine anwendungsorientierte Sozialwissenschaft unzweckmässig ist und (3) die Zugrundelegung von Organisations- und Konfliktfähigkeit m.E. doch etwas zu "sozialistich" (hier im wesentlichen als Parallelbildung zu "soziologistisch") ist, weil sie Einbezug in und Abhängigkeit von Gesellschaft im Sinne der komplexen Industriegesellschaft zur selbstverständichen Voraussetzung macht und dabei die Möglichkeit ausschliesst, dass es auch Gesellschaften geben kann, in denen Teile recht vergnügt leben können, ohne stets duch Organisations- und Konfliktfähigkeit die gesamte Sozialstruktur am Brodeln halten zu müssen.

[14] Siehe z.B. Hartfiel (1972) 542; Knebel (1973) 195; Schoeck (1974) 273.

[15] Park, R. E. (1928) Human Migration and the Marginal Man, *Am. J. Sociol.*, **33** (1928) 881-893.

[16] Hartfiel (1972) 542; Knebel (1973) 195; Schoeck (1974) 273; Theodorson (1970) 243; Waldmann (1974) 128; Willems (1970) 186.

[17] Waldmann (1974) 127-148.

Der ursprüngliche Ansatz hat sich inzwischen als einseitig und damit falsch erwiesen. Zuerst einmal hat sich – auch und gerade in den USA – herausgestellt, dass am Rande einer Gesellschaft nicht nur solche persönlich manchmal tragische, sozial aber stets eufunktionale Charaktere stehen, als welche Park und Stonequist[18] ihre nationalen, religiösen, kulturellen und rassischen Hybriden charakterisierten[19]. Vielmehr siedeln dort auch manchmal dysfunktionale Gestalten wie Trinker, Obdachlose, Kriminelle, Drogensüchtige usw., die aber nicht aus anderen Kulturen stammen oder dorthin wandern, sondern die autochthoner sind als manche inzwischen voll integrierte Einwanderer – kurz: alle diejenigen, die man heute als Randgruppen zu bezeichnen pflegt. Zwischen diesen beiden Extremen liegt noch der Fall der Marginalität bei intrasozietärer Mobilität[20], speziell die Aufsteiger- und Absteigermarginalität. Zweitens ist festzustellen, dass aus dem Antibild, das der Randgruppenangehörige nach moderner Auffassung gegenüber der Randpersönlichkeit im klassischen Sinne darstellt, nicht die terminologisch-theoretische Konsequenz gezogen wurde. Dafür scheint es nun an der Zeit, indem man Marginalität zum Zentralbegriff dieses Theoriebereiches macht. Dazu kann man getrost den *original marginal man* weitgehend den Psychologen überlassen; der Prozess, der an ihm auch soziologisch interessant ist, gehört eigentlich in die Theorie vom Kulturwandel und wird ohnehin statt als Marginalisierung besser als Interkulturation bezeichnet.

Aus diesen Gründen scheint es zweckmässig, eine sich erst langsam andeutende Tendenz[21] weiterzuführen und Marginalität in einem viel weiteren Sinne zu sehen als bisher. Die Wanderer zwischen zwei sozialen Systemen wären dann weiterhin ein wichtiger Beispielsfall für Marginalität, aber nicht mehr. In der Hauptsache ist Marginalität nur aus dem Blickwinkel eines einzigen sozialen Systems zu betrachten, aus dem Blickwinkel des Bezugssystems. Der Marginalbereich wäre dabei durch seinen Abstand zum Zentralbereich definiert. Höchstens in zweiter Linie wäre interessant, ob die Personen im Randbereich dort sind, weil sie in einem zweiten System relativ stark (Beispiel: Gastarbeiter) oder abnehmend (Beispiel: Einwanderer) verwurzelt sind, ob sie wegen ihrer Orientierung zu einer Subkultur in der Gesamtgesellschaft marginal sind oder deswegen, weil sie individuelle Abweicher ohne andere soziale Integration sind. Damit wäre Marginalität ein regelmässiges Phänomen in allen, zumindest grösseren, sozialen Systemen, weil ein verschiedener Zentralitätsgrad der sozialen Positionen in allen Systemen genauso regelmässig ist wie in der sozialen Gruppe: "*Dans un groupe quel qu'il soit... certains individus sont moins membre que les autres. Ils s'intéressent moins à ce qui se fait dans le groupe, ils en espèrent moins, et ils en inté-*

[18] Stonequist, E.V. (1937) "The Marginal Man" (Charles Scribner's Sons, New York).
[19] So auch Waldmann (1974) 139.
[20] Dazu auch Rose & Rose (1969) 99.
[21] Etwa bei Klima bei Fuchs u.a. (1978) 476; Mendras (1967) 111; Mucchielli (1969) 121, sowie andere, vor allem französische Autoren.

riorisent moins les règles"[22], wobei aber hinzuzufügen wäre, dass Marginalisierung nicht nur ein autonomer Akt des Individuums sein kann, sondern auch ein ihm von den anderen aufgezwungener Prozess.

Mit einem solchen Ausgangspunkt für den Marginalitätsbegriff würde man sogar der lateinischen Herkunft des Wortes entsprechen. Margo wird dort u.a. für Grenze und Grenzmark, aber auch für Umgang, Rand, Einfassung, Kante, Saum und Franse benutzt[23]. Natürlich braucht man in Fachbegriffen nicht den gesamten Konnotationsinhalt des umgangssprachlichen Äquivalentes mitzudenken. Ganz vernachlässigen kann man ihn aber auch nicht; denn der Begriff wurde ja meistens deswegen gewählt, weil er ein Objekt bezeichnen soll, das dem umgangssprachlich gemeinten zumindest sehr ähnlich ist. Dann wird die Eigengesetzlichkeit der Sprachdynamik in der Regel auch dazu führen, dass der weitere Gebrauch des Fachausdrucks zunehmend der jeweiligen umgangssprachlichen Verwendung des Wortes folgt. Deswegen ist es schon ein gewisser soziologiespezifischer Begriffsaufschluss, wenn wir uns von der Etymologie her unter dem Marginalbereich die Peripherie zu einem Zentrum vorstellen; einen Bereich, der manchmal eine fast linienförmig schmale Gestalt hat, manchmal aber auch eine erhebliche eigene Ausdehnung besitzt mit zwei eigenen Grenzlinien gegenüber dem Zentralbereich des eigenen Systems bzw. als Trennung zwischen System und Umwelt. Dieser Bereich kann eine deutlich kantenförmige Begrenzung haben, aber auch eine vage fransenartige. Wie die Gestalt des Marginalbereichs aussieht, wie gross sein Anteil am gesamtgesellschaftlichen Bereich ist, ist eine Frage der Sozialstruktur, nämlich der Rigidität oder Liberalität der Normen, der Toleranz oder Intoleranz der sozialen Kontrolle usw. Er ist durch Wertordnungs- und Normpraxisanalysen näher zu bestimmen, also durch Forschungsaktivitäten, von denen wir bisher keineswegs zu viele hatten[24].

Aus diesen Überlegungen ergibt, sich dass Marginalität am zweckmässigsten in bezug auf die Gesamtgesellschaft zu definieren ist, und zwar als Gegensatz und/oder Komplement zur sozialen Zentralität. Idealtypisch wird unter Gesellschaft nur das verstanden, was im Zentralbereich liegt. Dieser Zentralbereich, gedacht als das System von Werten, Normen, Handlungsweisen usw., ist aber – das als Vorgriff auf die Ausführungen unter 3 – unabhängig von den Mehrheitsverhältnissen. Wenn wir uns die sowjetische Gesellschaft einmal als die Gesamtheit der Einwohner der Sowjetunion vorstellen, dann ist diese Gesellschaft sicherlich jetzt und mit grosser Wahrscheinlichkeit auch für eine längere Zukunft in ihrem Zentralbereich eine russische Gesellschaft, obwohl die Russen jetzt[25]

[22] Mendras (1967) 111.
[23] Souchon (1978) 7.
[24] Für Deutschland ist der fast einzige Titel: Kmieciak, P. (1976), "Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland" (Schwartz, Göttingen).
[25] So Rullmann, H. P. (1979), Russen in der UdSSR nur noch eine Minderheit, *Berliner Morgenpost* (24. Juni 1979) 4.

oder in den nächsten Jahren[26] nicht mehr die Mehrheit der Sowjetbevölkerung stellen werden. Von diesen hier leider nur grob andeutbaren Merkmalen des Gesellschaftsbegriffs ist also auszugehen.

Als Gesellschaft bezeichnet Niklas Luhmann in der ihm eigentümlichen Art "das jeweils umfassendste System menschlichen Zusammenlebens", und er schliesst diese Definition mit der Feststellung: "Über weitere einschränkende Merkmale besteht kein Einverständnis."[27] Indessen kann man doch versuchen, andere Gesellschaftsbegriffe[28] auf ihre häufigsten wesentlichen Merkmale zu durchmustern. Damit lässt sich sagen, dass man in den meisten Fällen unter Gesellschaft ein allgemeinstes soziales System versteht, das zumindest noch zwei weitere Merkmale gleichzeitig besitzt: ein Mindestmass an Organisiertheit[29] und an gemeinsamer Kultur[30]. Als volles Mitglied der Gesellschaft, im Zentralbereich also, würde man jemand ansehen, der im Organisationsgefüge eine prinzipiell gleichberechtigte Position innehat und der die wesentlichen Merkmale der Kultur dieser Gesellschaft besitzt.

Im Gegensatz zur eben beschriebenen Zentralität wäre Marginalität ein sozialer Katalysator[31], der einen Zustand meint, in dem eine Person von der Interaktion in der sozialen Organisation (teilweise) ausgeschlossen ist und/oder wesentlich andere kulturelle Muster aufweist als die Personen im Zentralbereich der Gesellschaft.

Marginalisierung wäre demnach ein sozialer Prozess, durch den eine Person in die Situation der Marginalität gerät. Diskriminierung, Unterprivilegierung, Benachteiligung und Unterdrückung wären in ihren wichtigsten Inhalten je nach dem Verwendungszusammenhang weitgehend als Synonyme zu Marginalisierung oder Marginalität zu sehen.

3 MINDERHEIT UND MARGINALITÄT

Aus dem Vorangegangenen wird deutlich, dass hier vorgeschlagen wird, Minderheit und Marginalität deutlich zu trennen. Das ist durchaus unüblich.

[26] So Schmidt-Häuer, C. (1979), Allahs Arm begrenzt Olympia-Bauten, *Die Zeit* (8. Juni 1979) 3, der den Minderheitenstatus der Russen gegenüber den Nichtrussen erst für etwa das Jahr 2000 annimmt.

[27] Luhmann bei Fuchs u.a. (1978) 267. Ähnlich, aber ausführlicher: Chinoy, E. (1968) "Sociological Perspective", 2nd ed., (Random House, New York) 42-45.

[28] Z.B. Hartfiel (1972) 227; Mucchielli (1969) 176; Schoeck (1974) 139; Theodorson (1970) 398; Willems (1970) 267.

[29] Durch dieses Merkmal unterscheidet sich die Gesellschaft von solchen Einheiten wie "Volksgruppe", "Kulturgemeinschaft", z.T. auch dem französischen Begriff der "*civilisation*", deren Angehörige zwar gemeinsame Kulturmuster haben, aber keine gemeinsame soziale Organisation, jedenfalls nicht den relativ höchsten Grad gemeinsamer Organisiertheit.

[30] Darin liegt der Unterschied zwischen der Gesellschaft und der Gesamtheit der Staatsbürger. Gerade für die Entwicklungssoziologie kann diese Unterscheidung sehr nützlich sein, aber auch für die allgemeine Soziologie, die oft zu leichtfertig Gesellschaft und Staatsvolk gleichsetzt.

[31] Siehe zu diesem Begriff Endruweit (1977) 450.

Wenn ein Minderheitenbegriff vorgestellt wird, gibt es meistens im selben oder im folgenden Satz einen Hinweis auf Diskriminierung, Unterdrückung u.ä.[32]. Im Extremfall führt das sogar dazu, dass "Minderheit" und "Randgruppe" als Synonyme betrachtet werden[33]. Dabei werden die unter 1 erwähnten Konstitutionsvariablen ganz selbstverständlich mit Konsequenzvariablen verknüpft; so wird in einer schlichten Definition eine Aussage über Regelmässigkeiten sozialer Prozesse oder gar kausale Zusammenhänge gemacht, die keineswegs so sicher nachwiesen sind, wie sie es für eine Definition sein sollten.

Das ist natürlich falsch. Als Beweis dafür gibt es sogar einen besonders schönen: unsere Damen. Sie sind in allen Industriegesellschaften in der Mehrheit[34]; an Diskriminierung durch die minoritären *male chauvinists* soll es indessen immer noch nicht fehlen. Auch die sog. "Alten" werden diskriminiert[35], obwohl es nur eine Frage der Altersgrenze in der Rentengesetzgebung ist, ob sie eine Minderheit oder eine Mehrheit sind. Es gibt aber auch umgekehrt Beispiele dafür, dass Minderheiten keineswegs immer nur die Benachteiligten sind. Privilegien geniessen sie nicht immer nur dann, wenn sie sich diese gegen den Widerstand der Mehrheit reservieren; vielmehr ist etwa für Eliten darauf hingewiesen worden, dass sie üblicherweise zu den allgemeingesellschaftlich besonders geschätzten Minderheiten gehören[36]. Parallelen dazu gibt es auch bei den nationalen Minderheiten: die DDR machte zeitweise erhebliche Anstrengungen, um möglichst viele Bürger zu veranlassen, sich den Mühen sorbischer Kommunikation zu unterziehen; in der BRD ist die dänische Minderheit in Schleswig-Holstein als einzige Gruppe von der 5-Prozent-Klausel des Wahlrechts ausgenommen[37]; in Italien ist gerade den Minderheiten an der Nordost- und Nordgrenze sowie auf Sardinien ein von der üblichen Struktur abweichendes, weitergehendes regionales Selbstverwaltungsrecht gewährt worden[38]; und China, das vor allem in Sinkiang Minderheiten mit rassischen, religiösen, sprachlichen und schriftmässigen Besonderheiten zugleich hat, macht ebenfalls umfangreiche Zugeständnisse an seine Minderheiten, die in vielen Fällen eine Bevorzugung bedeuten[39].

[32] So heisst es auch bei Hartfiel (1972) 439, gleich im Anschluss an die in Fn. 6 zitierte Definition: "Minderheiten unterliegen in der Regel der sozialen Diskriminierung und politischen Unterdrückung". Ähnlich Francis (1960) 716 und 717; Rose (1968) 365; Knebel (1973) 242; Theodorson (1970) 258.

[33] So Willems (1970) 200, Stichwort "*minorité*".

[34] Das ist ein relativ zuverlässiges Unterscheidungsmerkmal für die Trennung von industriellen und vorindustriellen Gesellschaften. Unter den Industriegesellschaften machen im wesentlichen nur Australien, Kanada, Island und der Vatikanstaat eine Ausnahme – in der Regel wohl erklärbar. Vgl. United Nations (1976), "Demographic Yearbook 1975", (United Nations, New York) 142-147.

[35] Vgl. auch Schoeck (1974) 230.

[36] Knebel (1973) 242.

[37] Vgl. dazu *Der Spiegel*, 19 (1979) 28-31.

[38] Muntzke, Hans (1968), Stützung und Stärkung der Gemeinden als Grundpfeiler des Staates, *Der Gemeindetag*, 4 (1968) 109.

[39] Näher dazu: Roll, Christian (1979), Peking wirbt um nationale Minderheiten, *Der Tagesspiegel* (Berlin) (26.7.1979) 3.

Es mag durchaus sein, dass Minderheiten "in der Regel" marginal sind. Aber weil es eben nur in der Regel und nicht stets so ist, ist die apriorische, definitorische Assoziation von Minderheit und Marginalität falsch[40]. Sie kann uns auch zu leicht von der Frage ablenken, welches Minderheitenmerkmal oder welches Strukturelement in der Mehrheit Ursache oder Auslöser der Marginalisierung ist und welches Folge davon. In irgendeinem Merkmal ist jeder in jeder Gesellschaft Mitglied einer Minderheit, ohne deswegen sogleich insgesamt in die Marginalität zu geraten. Dagegen kann jemand wegen eines einzigen Merkmals zu einer Rand "gruppe"[41] gehören, obwohl er in allen anderen Merkmalen mehr dem sozialen Durchschnittsmass entspricht als Personen, die nicht marginalisiert sind. Die deutschen Juden hatten immer jüdische Vorfahren. Aber erst ab 1933 wurde an dieses Datum ein bis dahin für unmöglich gehaltener Marginalisierungsterror geknüpft, nachdem es gerade in den hundert Jahren vorher immer mehr so aussah, als werde hier die Marginalisierung bald für immer enden[42]. Umgekehrt gibt es soziale Gruppierungen, die in jeder Gesellschaft in der Minderheit sind, etwa die Geschiedenen oder die unehelichen Eltern, die aber in einer Gesellschaft marginalisiert werden, in einer anderen jedoch nicht.

Minderheitenkonstitutionsmerkmale sind relativ konstant. Bei der Rassenzugehörigkeit ist das klar; es gilt aber auch für Sprache, Kulturnormen und sogar für Beruf, Religion und simple soziale Verhaltensweisen. Ob sie aber zur Marginalisierung führen oder nicht, ist stets von weiteren sozialen Umständen abhängig. Lediglich aus der Minderheitenlage folgt keine Marginalisierung: Tabakschnupfer und Kokain-Schnupfer sind beide in der Minderheit. Eine notwendige Vorstufe für die Marginalisierung ist wohl die Definition einer statistischen Minderheit auch als soziale Minderheit[43], und die gibt es wohl nur dann, wenn das statistische Merkmal in der sozialen Wertordnung eine besondere, negative Relevanz für das gesellschaftliche Selbstbild hat. Das würde vermuten lassen, dass die Marginalisierung durch die Mehrheit geschieht. Aber es gibt auch Fälle, in denen Minderheiten sich – zur Erhaltung ihrer Identität oder aus anderen Gründen – abschliessen, sich gewissermassen selbst marginalisieren, so dass Ausschlusshandeln der Mehrheit nur eine Reaktion auf den Exklusivitätsanspruch der Minderheit ist. Ebenso gibt es bei der Primärmarginalisierung durch die Mehrheit oft eine Sekundärmarginalisierung der Minderheit selbst, die nun erst ihre Identität findet und sie in einem verstärkenden Regelkreis auch betont.

[40] In meiner im voraus veröffentlichten Zusammenfassung des Vortrags (Deutsche Gesellschaft für Soziologie, Hrsg.: Sozialer Wandel in Europa, *TUB Dokumentation aktuell*, 3 (Berlin, 1979) 60 stand es noch anders, also falsch. Vgl. auch Waldmann (1974a) 53/54.

[41] Vgl. dazu Waldmann (1974a) 61.

[42] Vgl. Bittorf (1979) 101.

[43] So auch Rose (1968) 365.

4. TYPEN DER KULTURELLEN MARGINALITÄT VON MINDERHEITEN

Wir hatten vorhin Marginalität als Konsequenz aus zwei möglichen Ursachen gesehen: entweder aus mindestens teilweisem Ausschluss von der Partizipation in der sozialen Organisation oder aus mindestens teilweiser Diskongruenz der Kulturmuster einer Minderheit.

Die erste Form, die wir partizipative Marginalität nennen wollen, ist besonders häufig ein politisches Marginalisierungsinstrument, mit dem die Mehrheit Minderheiten unterdrückt. Sie ist überhaupt der historische Angelpunkt der Minderheitendiskussion, die mit dem Entstehen der modernen Nationalstaaten in Europa aufkam[44]. In der Monarchie alten Typs war das Herrscherhaus Symbol der Einheit für eine oft recht heterogene Bevölkerung. Der Nationalstaat, gerade der demokratische, brauchte zu seiner Legitimierung die These von der Einheit von Gesellschaft und Staat[45]. Da konnten nationale, kulturelle Minderheiten nur stören, und ihre Diskriminierung erschien dann sogar als eufunktional oder auch notwendig für die Integration der Mehrheit. Gleiche Konstellationen waren in unserem Jahrhundert etwa der Anlass für die Verfolgung von Griechen, Kurden und Armeniern in der Türkei. In vielen Ländern Afrikas und Asiens erscheint das immer noch in Neuauflage, und die Europäer schelten das Unterentwicklung, obwohl viele von ihnen selbst mit geisteskrankem Denken und Handeln reagieren, wenn es um die Frage geht, ob ein Nachfahre von türkischen Gastarbeitern in Berlin Polizist werden darf. Im 19. Jahrhundert hatte "Minderheit" zwei Bedeutungen: als geringere Menge an Personen, aber auch als geringere Ausstattung mit Rechten[46]. Es wäre aber verfehlt, jede Chancenungleichheit als partizipative Marginalisierung anzusehen. Der Einödbauer wird im Netzwerk der Gesellschaftsorganisation nie dieselbe partizipative Funktionswertigkeit haben wie der Bürgermeister; das ist schon eine Folge von Arbeitsteilung, Interessenunterschied usw. Entscheidend für die partizipative Marginalisierung ist, dass dem Betroffenen wegen eines bestimmten Merkmals weniger Teilhabe zugestanden wird als er "unter sonst gleichen Umständen (wie Wirtschaftslage, Beruf, Alter, Geschlecht usw.)"[47] hätte.

Diese, in der Regel politische, Form der partizipativen Marginalisierung wird hier aber nur erwähnt, weil sie oft eine – zumindest vorgeschützte – Konsequenz oder Begleiterscheinung der kulturellen Marginalität ist, um die es hier

[44] Kunz (1976) 199; Rose (1968) 365; Francis (1965) 124; besonders wichtig, auch mit Vergleichen zu Afrika: E.K. Francis (1967/68), The Ethnic in Nation-Building, *Social Forces*, **46** (1967/68), 338-346.

[45] Das findet man heute noch häufig in der französischen Soziologie, wo die Nation als Prototyp der *société globale* angesehen wird; vgl. Akoun, A. (1970), bei Cazeneuve, J. & Victorof D. (dir.), "La Sociologie", (Centre d'Etude et de Promotion de la Lecture, Paris) 422-441, insbes. 427-428.

[46] Heckmann (1978) 764 m.w.N. Da aber diese historischen Verhältinisse nicht überall und nicht allezeit zutreffen, wäre es Euro-Ethnozentrismus, einen allgemeinen soziologischen Begriff auf dieser konkreten Konstellation aufzubauen.

[47] Francis (1960) 717.

eigentlich geht. Das gilt etwa für die Benachteiligung der Gastarbeiter, bei denen die kulturelle Marginalität oft gar Inkongruenz ist, aber auch für Einwanderer, die z.B. in vielen Orten der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland die vollen bürgerlichen Partizipationsrechte erst erhalten, wenn sie in einer formellen Prüfung ihre kulturelle Zentralität nachgewiesen haben.

Auch bei der kulturellen Marginalität ist nicht gleich jede Variation vom oft nur rechnerisch bestehenden Durchschnitt sogleich Verlust von Zentralität. Was da die Heidi von der Alm und der Generalintendant des Staatstheaters an gemeinsamem Kulturfundus haben, ist im einzelnen sehr schwer festzustellen. Methodisch sehr fragwürdig, aber soziologisch doch sehr interessant ist die Tatsache, dass die gegenseitige Anerkennung ein recht wirksamer Indikator ist.

Wenn man nun Marginalitätstypen von Minderheiten im Hinblick auf ihr Verhältnis zur Mehrheit im Gesellschafts- oder Staatsverband unterscheiden will, lassen sich die folgenden drei Arten feststellen:

4.1 Die statische Marginalität

Sie finden wir in der Regel dann, wenn eine soziale Kategorie schon als integriertes System bestand, als sie mit der gegenwärtigen Mehrheit in Kontakt kam, und wenn sie dieses Systemintegrität und -identität i. S. der strukturell-funktionalen Theorie aufrechterhielt. Das sind zumeist solche Minderheiten, die manchmal als primäre bezeichnet werden[48], weil sie erst dadurch Minderheit wurden, dass sie unter die Kontrolle einer anderen Gesellschaft gerieten.

Im Gegensatz zur orginären partizipativen Marginalität, die meistens von der Mehrheit gegenüber der Minderheit als Diskriminationsmittel benutzt wird (Ausnahme etwa: Stellung der Klöster und Orden), ist die statische kulturelle Marginalität oft von der Minderheit selbst gewollt; sie versucht, so ihre traditionellen Unterschiede zu bewahren[49], um gerade dadurch die statische Marginalität zu erhalten. Dabei werden negative Reaktionen der Mehrheit häufig im Kauf genommen, auch wenn diese – was fast die Regel ist – in politischer Marginalisierung bestehen.

Das Problem der statischen Marginalität, also die Frage, ob die kulturelle Identität aufrechterhalten bleiben sollte oder ob eine Assimilation und Integration in die Wirtskultur angestrebt oder zugelassen werden sollte, war ein langes Streitthema im europäischen Judentum und ist noch immer der soziallaizistische Kern des Dissenses zwischen Orthodoxen und Progressisten[50]. Auch in Südtirol

[48] Beispielsweise von Francis (1960) 718/719 und Francis (1965) 123-140.

[49] Vgl. auch Rose (1968) 368 und Catton, W. R. jr. & Hong Sung Chick (1962), The Relation of Apparent Minority Ethnocentrism to Majority Antipathy, *Am. Sociol. Rev.*, **27** (1962) 178-191.

[50] So findet man dann auch viele Übergangsformen zwischen statischer Marginalität und sozialer Integration. Jüdische Minderheiten in ländlichen Gemeinden des Staates New York waren in vielem stark integriert, connubial aber z.B. doch immer noch eine möglichst geschlossene Minorität. Sie lebten in "*duality (rather than marginality)*" sogar dort, wo ihnen die Mehrheit ungewöhnlich aufnahmebereit entgegenkam (Rose, P. J. [1961],

scheint, nachdem eine weitgehende Sicherheit gegen Italienisierung erreicht wurde, nun die Selbst-Marginalisierung die Antwort auf Jahrzehnte der Fremd-Marginalisierung zu sein[51].

Entsprechend unserer Behauptung am Eingang dieses Unterabschnitts könnte man vermuten, dass die Zahl der Minderheiten in statischer Marginalität nicht mehr zunehmen könne, weil in Europa die Zeit der Grenzverschiebungen zu Ende zu sein scheint. Südtiroler, Elsässer, Slowenen in Oesterreich, Skipetaren in Jugoslawien und einige andere scheinen damit die letzten ihrer Art zu sein[52]. Es ist aber keineswegs ausgeschlossen, dass sich neue dynamisch-zentrifugale Marginalität in statische verwandelt, eben weil neue Grenzen unwahrscheinlich sind.

4.2. *Die dynamisch-zentrifugale Marginalität*

Dynamische Marginalität unterscheidet sich von der statischen ganz schlicht dadurch, dass sie im Betrachtungszeitraum entweder zu- oder abnimmt. Die zunehmende nennen wir dynamisch-zentrifugal, weil sie sich immer mehr von der Zentralität entfernt und dazu tendiert, eine echtere "Gegenkultur" zu werden als die meistens doch nur von der Zentralkultur schmarotzenden teildevianten Lebens- und Denkweisen, welche in der Soziologie heute als *counter-culture* bezeichnet werden.

Diese Form ist wohl der Regelfall einer von den Betroffenen selbst gewünschten und herbeigeführten kulturellen Marginalität. Jedenfalls ist kaum ein Fall bekannt, in dem die Mehrheit eine assimilierte Minderheit gegen deren Willen in die kulturelle Marginalität abdrängte; zu diskriminierender Ausdifferenzierung von Minderheiten pflegt man da eher die partizipative Marginalität zu wählen.

Beispiele für dynamisch-zentrifugale Marginalisierung sind viele neue Regionalismen, die vor allem in Frankreich aufgetreten sind. Zwar gab es da schon immer ein paar Gegenden, in denen ein Französisch gesprochen wurde, das dem Pariser etwas merkwürdig vorkam. Aber neuerdings wird in diesen Gegenden Okzitanisch oder Bretonisch immer mehr verbreitet, und das nicht nur von volkstümlichen Stängern mit Marktlückeninstinkt. Immer mehr wird, wie zuvor schon im stets eigenwilligeren Korsika, eine grössere Autonomie in Kultur und regionaler Selbstverwaltung verlangt und damit das traditionelle französische Gesellschafts- und Staatsverständnis in Frage gestellt. In der Schweiz gar ist den jurassischen Gemeinden die Trennung vom übrigen Kanton Bern gelungen. Und was

Strangers in Their Midst: Small-Town Jews and Their Neighbors, *The Jewish J. Sociol.*, 3 [1961], 174-191).

[51] Vgl. dazu Saile, Wolfgang (1979), Hauch von Apartheit in Südtirol, *Saarbrücker Z.*, (11.4.1979) 3; *Der Spiegel* 39 (1979) 202-209.

[52] Ob die Basken in Spanien eine alte statische oder eine neue dynamisch-zentrifugale oder ob die Esten in der Sowjetunion noch eine statische oder eine dynamisch-zentripetale Marginalminderheit sind, lässt sich – wie bei anderen Minderheiten in diktatorischen Systemen – von aussen schlecht feststellen, wenn keine Vereinigungs-, Meinungs- und Pressefreiheit besteht oder sich höchstens auf Volkstanz und Heimatdichtung beschränken darf.

in Jugoslawien noch alles passieren kann, ist kaum zu ahnen. Ebenso zeigen sich in Italien, etwa auf Sardinien, und in Spanien dynamisch-zentrifugale Bestrebungen, obwohl nicht alle ehrgeizigen Aktionen von lokalen Möchtegern-Nationalpolitikern und bourgeoisen Saisonverbrechern als Beginn einer sozialen Bewegung angesehen werden können[53], was dynamisch-zentrifugale Minderheiten in der Regel sind.

4.3. Die dynamisch-zentripetale Marginalität

Nimmt die Marginalität im Untersuchungszeitraum ab, nähern sich also die Kulturmuster der Minderheit denen der Mehrheit, so soll von dynamisch-zentripetaler Marginalität gesprochen werden.

Dies ist die einzige Form kultureller Marginalität, für die wirklich das gilt, was Emilio Willems – allerdings auf der Grundlage der alten Konzepte von Park – noch als allgemein gültig behauptete, nämlich: "*la marginalité culturelle est, comme toutes les crises, passagère*"[54]. Die dynamisch-zentripetale Marginalität geht also in Zentralität über. Damit verliert die Minderheit ihre kulturelle Marginalität. Ob sie damit auch ihre Minderheiteneigenschaft verliert, hängt nur davon ab, ob diese eben nur auf den kulturellen Divergenzen beruhte oder auf etwas anderem. Wie weit die Minimierung der kulturellen Marginalität wirken kann, zeigt eine neuere amerikanische Untersuchung, die übrigens auch interessante Operationalisierungen für den Marginalitätsgrad benutzte; sie stellte fest, dass mit wachsendem Integrationsgrad sich sogar das generative Verhalten der Minderheit dem der Mehrheit anpasst[55] – eine Wirkung, die wir zur Zeit auch in den Zahlen über die Fruchtbarkeit der Gastarbeiter in Europa erkennen können.

Dynamisch-zentripetale Marginalität war nach wohl überwiegender Meinung ein Zug im deutschen Judentum bis zum Zweiten Weltkrieg[56] und findet sich heute offensichtlich bei den früheren Deutschen in der Sowjetunion[57] und in Nordschleswig sowie den Dänischgesinnten in Südschleswig[58]. Ebenso scheinen

[53] Ein Beispiel dafür scheint der spanische Anwalt Antonio Cubillo zu sein, der mit einer kleinen Terroristenbande die Kanarischen Inseln in die Unabhängigkeit bomben will, die zwar durch die Entwicklungsunfähigkeit der Franco-Diktatur ein wirtschaftlich und sozial zurückgebliebenes Gebiet sind, aber eines, das eben auch dieses wie fast alles andere mit weiten Teilen des übrigen Spanien gemeinsam hat (vgl. *Der Spiegel* 7 (1979) 146-148).

[54] Willems (1970) 186.

[55] Lopez, D.E. & Sabagh, G. (1978), Untangling Structural and Normative Aspects of the Minority Status-Fertility Hypothesis, *Am. J. Sociol.*, 83 (1978) 1491-1497.

[56] Dazu Bittorf (1979) 100-114 m.w.N.

[57] Schmidt-Häuer, C. (1979) *Die Zeit*, (8.6.1979) 3, Sp. 3. Allgemein zur Sowjetunion: Révesz, L. (1979), "Volk aus 100 Nationalitäten" (Verlag 501, Bern).

[58] Als vor mehreren Jahren ein dänischer Redner in einer Versammlung des Südschleswigschen Wählerverbandes in Flensburg auftrat, wurde er von einem Störtrupp der rechtsextremen Deutschen Grenzlandjugend ständig unterbrochen. Um das zu erschweren, setzte er die Rede in Dänisch fort. Da schwiegen die patriotischen Flegel, aber auch die Dänenfreunde kamen nun nicht mehr so recht mit und mussten auf pointenspontanen Szenenapplaus verzichten. Informationen zur gegenwärtigen Situation: *Der Spiegel* 19 (1979) 28-31.

sich die Rätoromanen der Schweiz der tripolaren Gesamtkultur anzupassen. Auch die Savoyards, von denen einige 1960 noch selbstbewusst den 100. Jahrestag des Anschlusses Frankreichs an Savoyen feierten, scheinen jetzt eher endgültig in Frankreich aufzugehen als die Abgrenzungsbemühungen anderer Regionen zu übernehmen. Allgemeine Vermutung ist, dass kulturelle Marginalität umso eher zentripetal wird, je kleiner die Minderheit ist und je mehr ihre Strukturen denen der Mehrheit ähneln[59].

5. BEDINGUNGEN UND FUNKTIONEN DER KULTURELLEN MARGINALITÄT VON MINDERHEITEN

Es ist in der Soziologie eine übliche Denkweise geworden, ohne jegliche Erklärung Marginalität und Marginalisierung mit negativen Vorzeichen zu versehen. Da so etwas immer verdächtig ist, sollten ein paar grundsätzlichen Überlegungen zur Funktion der Marginalisierung nicht fehlen. Dazu wurde schon gesagt: "*La marge fonctionne socialement comme processus d'énonciation de la différence.*"[60] Wenn man in diesem Zusammenhang einmal in Kategorien der strukturell-funktionalen Theorie – auch wenn es dagegen viele berechtigte Einwände gibt – denkt, dann finden wir dabei einige Axiome über Selbsterhaltung sozialer Systeme, über die normativen Integrationsfunktionen und über die Problematik der System-Umwelt-Abgrenzung, gegen die so wenig zu sagen ist, dass in der Tat auch kaum etwas dagegen gesagt wurde.

Aus dieser Sicht muss Marginalität nicht nur als ein verständliches, sondern sogar als ein notwendiges Element der Sozialstruktur angesehen werden. Historisch ist es überdies schon ein Ergebnis sozialer Liberalisierung: Marginalisierte sind immerhin noch Mitglieder der Gesellschaft – Mitglieder, für die manchmal mit erheblichen sozialen Leistungen der Mehrheit gesorgt wird; in Zeiten, als man weniger marginalisierte, hatte man dafür mehr Ausgestossene, Vogelfreie, Friedlose und *displaced persons* – Menschen, die nicht einmal mehr am Rande einer Gesellschaft waren. Wenn heute einerseits der Raum für Reservate immer rarer, andererseits der Komplexitätsanspruch an die Gesellschaft immer zwingender wird, dann erscheint manchen Sozialpraktikern die Marginalisierung mit einigem Recht als fast humanitärer Kompromiss zwischen der oft unmöglichen Totalintegration, die auch totalitäre Regime vergeblich versuchten, auf der einen Seite, und andererseits einer ebenfalls unmöglichen Kanton-Hinterwalden-Politik der geschlossenen Gesellschaft oder gar dem Völkermord, wie er in Brasilien und Umgebung an Indiovölkern verübt wird, oder der Euthanasie, die manche sozial Blauäugige als ideale Endlösung für Randgruppenprobleme ansehen.

Sehen wir uns diese eufunktionalen Gesichtspunkte von Marginalisierung aber einmal im Hinblick auf die üblichen Anknüpfungspunkte für Marginalisierung an, wird das Problem sogleich zweigeteilt. Der übliche Vorgang der Margi-

[59] Monane (1967) 153, 160 m.w.N.; ähnlich Mack/Young (1968) 199.
[60] Souchon (1978) 6.

nalisierung von Minderheiten setzt voraus, dass die Minderheiten als solche identifizierbar sind. Dafür gibt es nur zwei Möglichkeiten: das physische Sein oder das soziale Verhalten[61]. Die erste hat mit der Systemidentität eufunktional nur dann etwas zu tun, wenn das Gesellschaftsbild auf einer Art Korporalästhetik beruht. In kleinräumigeren Gesellschaften mag der andere Teint, die andere Nasenform oder Haarstruktur wirklich ein valider Indikator für weitere Diskrepanzen sozial relevanterer Art gewesen sein; heute sind diese Unterschiede nur optischer Art, und es besteht die Hoffnung, dass diese sozio-kulturellen Fossile der Kleinstaaterei doch einmal aussterben. Differenzen im sozialen Verhalten dagegen sind sicherlich nicht immer so gering, dass man die soziale Identität noch gewahrt sehen kann, wenn man die Abweichungen nicht zugleich als sozial marginal erklärt[62].

Es wäre vermessen in einem Vortrag oder Aufsatz alle Aspekte der kulturellen Marginalisierung von Minderheiten auch nur aufzählen zu wollen. Die folgenden Thesen sind daher nur eine ziemlich willkürliche Auswahl:

(a) Ein wichtiger Faktor für die Beziehungen zwischen Mehrheit und Minderheit und damit für die Frage, ob eine Minderheit marginalisiert wird oder nicht, ist die innere Struktur der Mehrheit. Es gibt Hinweise darauf, dass es keine spezifischen Marginalisierungstendenzen gibt, sondern dass derjenige, der die eine Minderheit marginalisiert, auch gegen andere intolerant ist[63]. Pfadanalytische Untersuchungen legen die Vermutung nahe, dass religiöse Orthodoxie und Vorurteile gegenüber Minderheiten eine gemeinsame Ursache in einem hohen Grad von lokalistischer Orientierung haben[64]. Toleranz wird oft nur als Funktion der Systemgrösse angesehen[65], genauer müsste man wohl sagen, des quantitativen Unterschieds zwischen Mehrheit und Minderheit, was allerdings sicherlich durch qualitative Elemente – und da im umgekehrten Sinne – relativiert wird. Wenn die dänische Minderheit und die deutsche Mehrheit in Schleswig-Holstein keinen Grund haben, auf einander herabzusehen, und wenn die Minderheit so klein ist, fällt es leichter als unter anderen Umständen, die Minderheit sogar in ihren politischen Einflusschancen zu privilegieren.

(b) Ebenso wichtig ist die innere Struktur der Minderheit. In systemtheoretischen Gesellschaftskonzepten werden die Konstitutionselemente einer Gesell-

[61] Mack/Young (1968) 190.

[62] Ein besonderes wissenssoziologisches Problem tritt dann auf, wenn weder Physis noch Aktion als Erkennungszeichen einer Minderheit vorhanden sind, aber die Mehrheit trotzdem sozial wirksam marginalisieren will. Dann greift man zu Unterscheidungssymbolen und heftet Judensterne an. Und während sonst die Marginalisierung aufgrund beobachteter Unterschiede im Sein oder Tun eine landläufige soziale Reaktion ist, ist es schon eine pathologische Form der Reduzierung von Komplexität, aus den abstrakt-schematisch (etwa aufgrund der Standesamtsakten) verteilten Symbole auf das konkret-individuelle Vorliegen der behaupteten Unterschiede zu schliessen.

[63] Monane (1967) 110.

[64] Roof, W.C. (1974), Religions Orthodoxy and Minority Prejudice, *Am. J. Sociol.*, **80** (1974), 643-664.

[65] Monane (1967) 77.

schaft manchmal in Pro- und Kontrakomponenten unterteilt, wobei die Minderheiten als Kontraeinheiten deklariert werden. Nach einigen Forschungsergebnissen sollen diese Kontrakomponenten in der Regel weniger Unterschiede in ihren Reihen dulden als die Mehrheit und eher als jene nach monolithischer Struktur streben, aber in ihrer sozialen Aktion gerade wegen ihrer Geschlossenheit auch wandlungsfähiger sein[66]. Es ist naheliegend, dass man hier wohl Unterschiede zwischen den dynamisch-zentrifugalen auf der einen und den zentripetalen Minderheiten auf der anderen Seite sehen muss. Die zentrifugalen Minderheiten, etwa in Grossbritannien, Spanien und Frankreich, erhalten oft den Charakter und die Bedeutung sozialer Bewegungen, welche die soziale Aktion bestimmen und die Mehrheit auf das Reagieren reduzieren, während die zentripetalen Minderheiten zu geschlossener Aktion wenig Anlass sehen. Ob aber die positive Deutung individueller Marginalität als Quelle für Kreativität[67] auch für die gesamte Ebene nationaler oder kultureller Minderheiten in Marginalität gilt, ist sehr zweifelhaft. Jedenfalls lässt sich in Europa eigentlich kein Beispiel finden, dass marginalisierte Minderheiten als solche innovativer und kreativer waren oder sind als die jeweiligen Mehrheiten. Was Juden überall in Europa, Hugenotten in Deutschland, protestantische Unternehmer in der Diaspora, österreichische und deutsche Soziologen in den USA an hier immer wieder zitiertem Bewundernswertem vollbracht haben, waren individuelle und nicht kollektive Leistungen.

(c) Für die Beziehungen zwischen Majorität und Minorität muss es sehr wichtig sein, warum eigentlich Minderheiten marginalisiert werden. Die populärste Behauptung sagt: weil sich die Mehrheit dadurch ökonomische Vorteile verschafft[68]. Besonders unter den Übertreibern der Dependenztheorie in der Entwicklungssoziologie wird das – in modifizierter Form – als Axiom benutzt. Daher ist es interessant, dass eine sehr intelligent angelegte Untersuchung jedenfalls für die USA nachgewiesen hat, dass diese Annahme falsch ist[69]. Aber seit dem Thomas-Theorem wissen wir ja, dass die materielle Richtigkeit einer Annahme nicht Voraussetzung für ihre soziale Wirksamkeit ist. Wahrscheinlich wird es verschiedene Motive für die Marginalisierung von Minderheiten geben, und dabei wird es wohl auf die unmittelbaren Ursachen der Minderheiteneigenschaft ankommen, als die u.a. aufgezählt werden[70]: Annexion (Polen in der Sowjetunion, Griechen in der früheren Türkei), Kolonisierung, unfreiwillige Migration (Sklaven, Vertriebene) und freiwillige Migration (Einwanderer, Gastarbeiter).

[66] Vgl. dazu Monane (1967) 73/74 m.w.N.

[67] Rose/Rose (1969) 99: *"The knowledge that an alternative is possible to one set of cultural values allows one to comprehend that many other alternatives are possible."*

[68] So z.B. Becker, G.S. (1971), "The Economics of Discrimination", (Univ. of Chicago Press, Chicago); Thorow, Lester (1969), "Poverty and Discrimination" (Brookings Inst., Washington).

[69] Szymanski, A. (1976), Racial Discrimination and White Gain, *Am. Sociol. Rev.*, **41** (1976), 403-414.

[70] Eine teils übereinstimmende, teils abweichende Typologie bringt Heckmann (1978) 746 ff.

(d) Als häufige Folge des Minderheitenstatus wird die räumliche Segregation in unterentwickelten Gebieten angegeben[71]. Das mag stimmen, wenn man Unterentwicklung am Bruttosozialprodukt misst. Ansonsten ist es aber häufig so, dass eher die Mehrheit in Gebieten mit verlotterter Siedlungsstruktur, steigender Massen- und Schwerkriminalität, zunehmenden Geisteskrankheiten und Familienzerrüttungen lebt. Und bei der Kausalitätsfrage ist keineswegs geklärt, ob die Minderheiten dort sind, weil sie Minderheiten sind, oder ob sie Minderheiten sind, weil sie dort sind. Ansonsten gelten marginalisierte Minderheiten wegen ihrer oft provokatorischen Existenz als Anstoss für sozialen Wandel auch in der Mehrheit, aber u.U. auch als Anlass für eine rigidere und intolerantere Haltung der Mehrheit, die Wandel verhindert[72]. Einen besonderen Aspekt gibt es aber noch für die Minderheit. Da sozialer Wandel heute immer mehr durch Organisationen erfolgt[73], marginalisierte Minderheiten aber typischerweise an den Aktivitäten der gesamtgesellschaftlichen oder majoritätszugehörigen Organisationen wenig teilhaben, sind sie auch vom Wandel teilweise ausgeschlossen, und zwar sowohl aktiv wie auch passiv.

(e) Die möglichen Reaktionen von Minderheiten auf Marginalisierung werden u.a. von amerikanischen Soziologen[74] so systematisiert: 1) Aufstiegsstreben (Beispiele etwa Bildungs- und Wirtschaftsaktivitäten der Juden), 2) Militanz, 3) Unterdrückungspsychose und 4) Kooperationspolitik. Aus europäischer Erfahrung müsste man mindestens noch zwei weitere Reaktionsformen hinzufügen, nämlich 5) Segregation, bis hin zur staatsrechtlichen Unabhängigkeit, und 6) "Anschluss" an ein anderes soziales System als das der gegenwärtigen Mehrheit. Auch hier kann es eine grosse Rolle für die Wahl der Reaktionsmöglichkeiten spielen, welche Art von Marginalität konkret vorliegt.

(f) Sozialer Wandel im Verhältnis zwischen Mehrheit und Minderheit ist also häufig. Wenn die Identifizierbarkeit der Minderheit als Massstab für ihren Assimilationsgrad angesehen wird[75], dann kann man daraus aber auch schliessen, dass damit nicht nur ein Nachher-Mass für vollzogene Assimilation gegeben ist, sondern auch eine Vorbedingung für Assimilationschancen; insofern könnte man sagen, dass eine nur kulturell begründete Marginalität eher auflösbar ist als eine auch physisch begründete. So wird dann auch in einzelnen Chancen, insbesondere Aufstiegschancen, für die Minderheit ein Grund gesehen, der Spannungen abbaut[76]. Insbesondere wird behauptet – und das wäre eine Art Beweis dafür, dass Minderheit und Mehrheit in der Tat zur selben Gesellschaft gehören und nicht zwei verschiedene sind – dass bei Bedrohung des Gesamtsystems die sozialen

[71] Vgl. dazu Mack Young (1968) 196-198.
[72] Rose (1968) 369 und 370.
[73] Pfeiffer, Dietmar K. (1976), "Organisationssoziologie", (Kohlhammer, Stuttgart), 71.
[74] Sutherland, R.L.; Woodward, J.L.; Maxwell, M. A. (1961), "Introductory Sociology", 6th ed. (Lippincott, Chicago), 174.
[75] Mack/Young (1968), 199.
[76] Monane (1967) 74.

Spannungen zwischen Minderheiten und Mehrheit sofort nachlassen[77], was man allerdings aus der allgemeinen Anomietheorie ohnehin vermuten würde. Bei einem nicht induzierten, sondern nur über regelmässige Sozialkontakte verlaufenden Abbau von Marginalität soll es einen typischen Härtegrad von Bereichen sozialer Aktivität geben. Am schnellsten verschwindet danach[78] Marginalität im Bereich des *commercium* (Teilnahme am öffentlichen und wirtschaftlichen Leben), danach bei der *commensalitas* (Intimbeziehungen, Spiel- und Tischgemeinschaft) und am schwersten im *connubium* (Ehe, Verschwägerung). Nach aller Erfahrung entsprechen dem auch die Akzeptanzstufen bei einer geplanten Marginalisierung.

6. ÜBERWINDUNG DER MARGINALISIERUNG VON MINDERHEITEN

Wenn festgestellt werden kann, dass Marginalität in relativ kurzen Zeiträumen entsteht, aber auch wieder verschwinden kann, dann liegt die Frage nahe, ob Marginalisierung als Phänomen nicht überhaupt überwunden werden kann. Die Antwort darauf muss wohl für zwei Grundfälle verschieden aussehen.

Zuerst einmal wäre Marginalität innerhalb einer Gesellschaft im engeren Sinne zu betrachten. In jeder Gesellschaft wird es als positiv beurteilt, wenn einmal ein Musiker, Maler, Politiker oder Ingenieur über das Mittelmass hinausreicht; es wird umgekehrt als Krisenzeichen angesehen, wenn das nicht gelingt. Dann müsste man eigentlich es auch für normal halten, dass andere in ihren kulturellen Standards nach unten vom Mittelmass abweichen, zumal man mit einiger Bandbreite die Bestimmung von unten und oben für den Hausgebrauch in einer nichttotalitären Gesellschaft schon dem Individuum überlassen muss, ohne dass man damit gesamtgesellschaftliche Normdefinitionen aufgeben müsste.

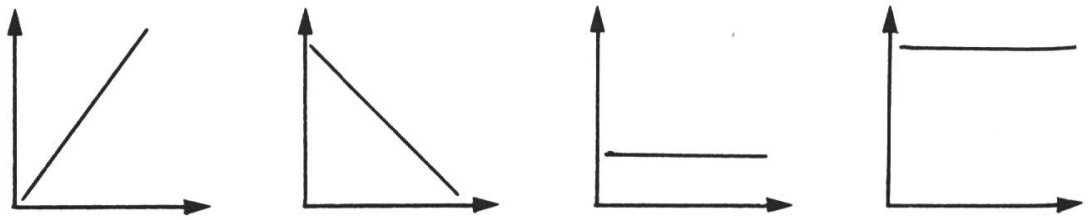
Bei den sozialen Kategorien, die man jetzt auch umgangssprachlich Randgruppen nennt, ist Marginalität wohl unvermeidlich. Anderenfalls müsste man nicht nur das Eintreten von äusseren Umständen, die Menschen in die Marginalität zwingen, verhindern können, sondern auch persönliche Entscheidungsfreiheit unterdrücken. Zudem ist manches, was zu einer mindestens minimalen Marginalisierung führt, auch bei bester Sozialpolitik unvermeidlich, weil es im Lebenszyklus nun einmal unabänderlich ist. Da, wie wir inzwischen wissen, auch die radikalste Umverteilungspolitik Marginalität nicht verhindert, ist der Totalitarismus eigentlich die letzte – natürlich auch vergebliche – Konsequenz aller Versuche zur Verhinderung von Marginalität[79].

Wie ist es nun aber mit den Minderheiten, die man immer noch mit dem überkommenen, aber nicht mehr immer zutreffenden Ausdruck *nationale* bezeichnet und die bei unseren Überlegungen die Hauptrolle spielten? Sie unter-

[77] Monane (1967) 76 m.w.N.
[78] Francis (1960) 720.
[79] Im übrigen: Bewegen sich die radikalen Gegner von Marginalität eigentlich selbst immer so haargenau auf der Mittellinie der gesellschaftlichen Kultur- und Verhaltensnormen, wie sie es den Diskriminierten als Sehnsucht unterstellen?

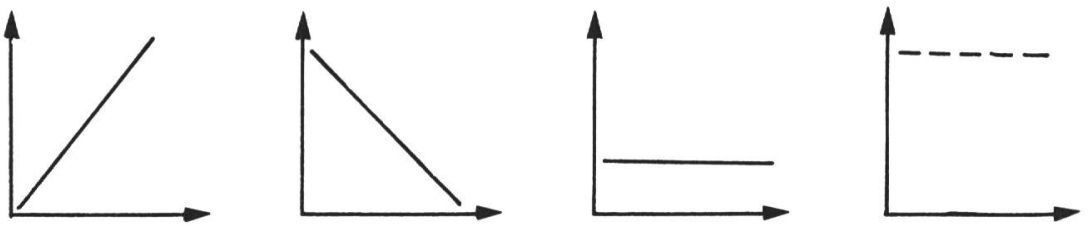
scheiden sich von den Randgruppen im oben gemeinten Sinne in der Regel dadurch, dass sie nicht ein Minus, sondern ein Aliud gegenüber der Mehrheit bilden. Trotzdem gibt es für sie eine Perspektive, die einem auf Selbsterhaltung Bedachten wie die Wahl zwischen Strang und Strick erscheinen muss. Eine solche Minderheit, so wird behauptet, "*can cease to exist as a minority in one of two ways: it can be exterminated, or its members can be totally amalgamated and assimilated into the dominant category.*"[80]

Diese düsteren Aussichten scheinen aber unbegründet, wenn wir ein paar allgemeine soziologische Erkenntnisse mit historischen Erfahrungen in Europa kombinieren. In der Organisationssoziologie gibt es ein bekanntes Schema, mit dem die Kontrolle in Organisationen typenmässig erfasst werden kann[81]. Wenn man in einem Koordinatenkreuz auf der Senkrechten das Ausmass der Kontrolle und auf der Waagerechten die Verteilung der Kontrolle abträgt, erhält man folgende Typen von Kontrollkurven:



demokratisch oligarchisch anarchisch polyarchisch

Diese Überlegungen lassen sich nun auch auf das Marginalitätsproblem übertragen. Kulturelle Marginalität einer Minderheit entsteht dadurch, dass die von ihr vertretenen Wert- und Verhaltensmuster andere sind als die der Mehrheit. Daher können wir Gesellschaften auch danach unterscheiden, bis zu welchem Grad solche Normen in ihr überhaupt definiert werden und wieviele jeweils an der Definition beteiligt sind bzw. sie teilen[82]. Trägt man nun auf der senkrechten Koordinate die Zentralität der Norm ab, auf der waagerechten die Beteiligung an der Definition, erhalten wir im Hinblick auf die kulturelle Integration die folgenden Gesellschaftstypen:



demokratisch-integriert oligarchisch-integriert dissoziativ-desintegriert föderalistisch-desintegriert

[80] Mack/Young (1968) 198; siehe auch Francis (1965) 124.
[81] Tannenbaum, A.S.; Kahn, R.L. (1957), Organizational Control Structure, *Hum. Rel.*, X (1957), 127-140.
[82] Vgl. im weiteren Zusammenhang dazu auch Francis (1965) 147/148.

Dabei sind die beiden linken Typen integrierte Gesellschaften, d.h. sie streben einen hohen Konsens über einheitliche Normen an. Die demokratisch-integrierte Gesellschaft ist das Bild, dass man üblicherweise vor Augen hat: Dissens über Normen ist bei den weniger zentralen unproblematisch, dort sind viele Variationen möglich, ohne dass Marginalität droht; je zentraler die Normen aber werden, desto mehr Gesellschaftsmitglieder sollen sie teilen und desto eher gerät der Dissident in Marginalität. In der oligarchisch-integrierten werden die zentraleren Normen nur von wenigen aufgestellt, die dann mit verstärkter Sanktion auf Einhaltung durch eventuelle Opponenten achten, und nur bei weniger wichtigen Normen wird breitere Partizipation im Normdefinitionsprozess zugelassen.

Von diesen Gesellschaften unterscheiden sich die beiden rechten Typen dadurch, dass sie tendenziell auf eine einheitliche Wertordnung verzichten. Die dissoziativ-desintegrierte macht es dadurch, dass sie überhaupt auf soziale Normen von hoher Zentralität keinen Wert legt und sich mehr oder weniger nur auf einen gemeinsamen *way of life* festlegt; ein schwieriges Problem bleibt natürlich, bis zu welcher Grenze partizipative Gemeinsamkeit durch Verzicht auf normative Gemeinsamkeit erkauft werden kann. In der föderalistisch-desintegrierten Gesellschaft ist es genau umgekehrt, hier soll ein hohes Niveau an Normierung erreicht werden bei gleichzeitig hoher Partizipation; das ist dann nur möglich, wenn Autonomiebereiche anerkannt werden, die es gestatten, auch bei den üblicherweise besonders umstrittenen Zentralnormen und -werten eine hohe Definitionsbeteiligung dadurch zu erreichen, dass die Gültigkeit dieser Normen auf den Lebensbereich ihrer Definitoren beschränkt bleibt, was in der Abbildung durch die Unterbrechungen der Linie angedeutet wird.

Dieses zuletzt beschriebene Verfahren ähnelt etwas dem, was man nach Herbert J. Gans als segregative Integration bezeichnet. Es ist nicht zu leugnen, dass es bei der Durchführung im einzelnen voller Schwierigkeiten steckt. Eine davon ist, dass man bei Ersetzung der Gleichartigkeit durch Vielfalt trotzdem ein Minimum an Gleichwertigkeit garantieren muss und die Mobilität zwischen den föderierten Subsystemen nicht völlig blockieren darf. An diesen Problemen droht etwa das Kastensystem zu scheitern, das man mit Einschränkung als eine Ausprägung dieser sozialen Organisationsform ansehen kann, obwohl dieses System erstaunlich lange funktioniert hat.

Als moderne Form der föderalistisch desintegrierten Gesellschaft in ihrem politischen Phänotyp ist der Regionalismus zu betrachten, der in Frankreich z.B. schon vor mehreren Jahrzehnten eine Struktur verlangte, in der statt eines zentralistischen Systems ein jeder entsprechend seiner Minderheitenposition *sa petite patrie* finden könne[83]. Das ist durchaus ein anderes Modell als viele Autonomiebestrebungen, die äusserlich ähnlich aussehen. Im Regionalismus-Denken steckt als Grundidee, dass das Gesamtsystem gerade dadurch gestärkt wird, dass es Subsysteme installiert, in denen die Minderheiten ihre kulturellen

[83] Siehe dazu z.B. Baas (1945) 14.

und sonstigen *essentials* autonom gestalten, so dass in den übrigen Funktionen ihr Beitrag zum Gesamtsystem effizienter wird, weil er konfliktfreier geleistet werden kann. In diesem Sinne meinte es Jean Schlumberger, als er sagte: "*C'est en demeurant fortement elle-même que l'Alsace rendra le plus de services à la France.*"[84]

Eine solche Vorstellung für die Entwicklung in den kommenden Jahrzehnten ist auch nicht ganz abwegig. Denn die Gesellschaften in den gegenwärtigen Nationalstaatsgrenzen sind keineswegs kulturell so homogen, wie populäre Vorstellungen von Nationalkultur uns weismachen wollen[85]. Die Wertordnung, die sozialen Beziehungen, die Verhaltensmuster – alles das ist in komplexen Gesellschaften ohnehin segmentär, exklusiv nach Generationen, Berufsgruppen usw., ähnlich wie in anderen Gesellschaften nach Ständen. Warum sollte es dann nicht auch geographische Segmentation nach Minderheiten geben können? Das grösste Hindernis dafür liegt wahrscheinlich in der Furcht von Mehrheiten, Herrschern o.ä., dass aus kultureller Emanzipation auch politische Emanzipation werden könnte. Bei den innersozietären Segmenten der Mehrheit besteht die Furcht nicht; die *Teenager* oder die Ärzte, die Homosexuellen oder die Studenten werden nie einen autonomen Staat oder innerstaatliche Autonomie verlangen. Bei den nationalen oder ethnischen Minderheiten, zumal wenn sie ein geographisch abgrenzbares Gebiet bewohnen und darin eine vollständige Sozialstruktur aufzubauen vermögen, ist diese Gefahr eben grösser als bei den so nicht lokalisierbaren unvollständigen Subkulturen. Neben solchen historischen Erfahrungen, deren Lehrwert durch Loyalitätsbekundungen von Minderheitenführern nur schwer zu beseitigen ist, wirkt ihnen gegenüber aber auch als Misstrauensfaktor die Ideologie der Nationenbildung aus dem 18. und 19. Jahrhundert nach, die nach Kongruenz von Nation, Gesellschaft, Kultur und Staat strebte.

In Europa haben sich die staatlichen Grenzen längst nicht überall so entwickelt, wie es den sozialen Zusammenhängen entsprach (in Afrika natürlich noch weniger). Der Nationalstaat war ein Versuch, nachträglich die Kongruenz herzustellen, indem er mit bis dahin beispielloser Funktionsausweitung des Staates die Gesellschaften in seine Form zu pressen versuchte. Wenn wir jetzt in einer Zeit mit wachsender Supranationalität in den Staatsfunktionen zunehmend die Gesellschaften aus dem Pferch der Staatsgrenzen – im natürlichen und übertragenen Sinne – befreien, dann kann es durchaus sein, dass Minderheiten immer weniger zur Marginalisierung herausfordern werden. Es ist daher kein Zufall, dass das Hoffen auf Europa, sogar in seiner bürokratischen Inkarnation der EG, in solchen Gebieten am brennendsten ist, wo man sich als Minderheit vom eigenen Zentrum wenigstens anmarginalisiert fühlt. Das reicht von Schottland über die baskischen Provinzen Spaniens und Sardinien bis hin zu den Bayern. Es ist nicht einmal ausgeschlossen, dass ihre Hoffnungen auf eine friktionsfreiere, autonomere Existenz in einer grösseren, notwendig pluralistischeren Einheit

[84] Zitat nach Baas (1945) 22.
[85] Vgl. dazu schon für die Vergangenheit Francis (1965) 29/30.

nicht betrogen werden. Nicht nur für den Frieden im Sinne der Abwesenheit von Krieg, sondern sogar für die allgemeinen Entwicklungschancen aller Gesellschaften wäre das von Vorteil, da es die Verschwendung sozialer Energien für nicht notwendige Konflikte beenden würde[86].

[86] Siehe zur ganzen Problematik auch Hoffmann-Nowotny, H.J. (1974), Rassische, ethnische und soziale Minderheiten als Zukunftsproblem internationaler Integrationsbestrebungen, *Minderheiten*, (Kurzrock, Ruprecht, Hrsg.) (Colloquium, Berlin) 173-183; und Alcock, A.E., Ed. (1979) "The Future of Cultural Minorities" (Macmillan, London), sowie Moscovici, S. (1980), "Les minorités actives" (Presses Universitaires de France, Paris). Zur Lage der Rätoromanen vgl. Billigmeier, R.H. (1979), "A Crisis in Swiss Pluralism" (Mouton, The Hague).

LITERATUR

BAAS, E. (1945), "Réflexions sur le régionalisme" (Les Editions Scouts de France, Lyon).
BITTORF, W. (1979), Liebesaffäre mit der deutschen Kultur, *Der Spiegel*, 14 (1979) 100-114.
ENDRUWEIT, G. (1977), Le concept de sociologie, *Rev. Inst. Sociol. Univ. Libre de Bruxelles*, 3-4 (1977) 443-467.
FAIRCHILD, H.P., Ed. (1972), "Dictionary of Sociology" (Littlefield, Adams & Co., Totowa, N.J.).
FRANCIS, E.K. (1960), Soziologie der Minderheiten, *Staatslexikon* (Görres-Gesellschaft, Hrsg.) 6. Aufl., 5. Band (Herder, Freiburg), Sp. 715-721.
FRANCIS, E.K. (1965), "Ethnos und Demos" (Duncker & Humblot, Berlin).
FUCHS, W.; KLIMA, R.; LAUTMANN, R.; RAMMSTEDT, O. & WIENOLD, H., Hrsg. (1978), "Lexikon zur Soziologie", 2. Aufl. (Westdeutscher Verlag, Opladen).
HARTFIEL, G. (1972), "Wörterbuch der Soziologie" (Kröner, Stuttgart).
HECKMANN, E. (1978), Minderheiten, *Kölner Z. Soziol. Sozialpsychol.*, **30** (1978) 761-779.
KNEBEL, H.J. (1973), "Metatheoretische Einführung in die Soziologie" (Fink, München).
KUNZ, R. (1976), Minderheiten, *Grundbegriffe der politikwissenschaftlichen Fachsprache* (Noack, P. & Stammen, T., Hrsg.) (Ehrenwirth, München) 199-200.
MACK, R.W. & YOUNG, K. (1968), "Sociology and Social Life", 4th ed. (American Book Co., New York).
MENDRAS, H. (1967), "Eléments de sociologie", 4ème éd. (Colin, Paris).
MONANE, J.H. (1967), "A Sociology of Human Systems" (Appleton-Century-Crofts, New York).
MUCCHIELLI, A. & MUCCHIELLI, R. (1969), "Lexique des sciences sociales" (Entreprise Moderne d'Edition/Editions Sociales Françaises, Paris).
ROSE, A.M. (1968), Minorities, *Int. Encycl. Soc. Sci.* (Sills, D.L., Ed.) Vol. 10 (Macmillan/Free Press, New York) 365-371.
ROSE, A.M. & ROSE, C.B. (1969), "Sociology", 3rd ed., (Knopf, New York).
ROUCEK, J.S. & WARREN, R.L., (1972), "Sociology" (Littlefield, Adams & Co., Totowa, N.J.).
SCHOECK, H. (1974), "Soziologisches Wörterbuch", 8. Aufl. (Herder, Freiburg).
SOUCHON, H. (1978), "Qu'est-ce qu'une marge? Réflexions sur les formes et l'enjeu de la marginalité sociale" (manuscrit, St Cyr au Mont-d'Or).
THEODORSON, G.A. & THEORDORSON, A.G. (1970), "A Modern Dictionary of Sociology" (Methuen, London).
WALDMANN, P. (1974), Der Begriff der Marginalität in der neueren Soziologie, *Civitas*, **13** (1974) 127-148.
WALDMANN, P. (1974a), Marginalgruppe – Subkultur – Minorität; ein Abgrenzungsvorschlag, *Schr. Phil. Fak. Univ. Augsburg*, **1** (1974) 51-67.
WILLEMS, E. (1970), "Dictionnaire de sociologie", 2ème éd. (Rivière, Paris).